

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Michael Gantenberg Neu-Erscheinung



Preis (D) 8,95 | (A) 9,20 | SFR 15

ISBN: 978-3-596-18293-0

Roman, 288 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

Ich und Bettina

Mein Leben bestand aus reiner Routine: keinerlei Aufregungen, keinerlei Herausforderungen, keinerlei Überraschungen. Aber das sollte sich ändern. Ich stand kurz davor, die Welt aus den Angeln zu heben. So was wie die Entdeckung Amerikas oder die Erfindung der Antibabypille. Nicht mehr und nicht weniger. Aber der Reihe nach.

»Paul Elmar?«

Bettinas Stimme donnerte aus der Küche, während ich mich vor dem Badezimmerspiegel rasierte.

»Paul Elmar?!!«

Am Anfang unserer Beziehung sprach sie mich nie mit meinem Namen an. Sie benutzte nur die üblichen Koseworte, mit denen Frischverliebte versuchen der Realität zu entfliehen, um sich den Hauch des Außergewöhnlichen zu geben. Ein neckisches Spielchen, mit wirbelnden Hormonen und kompletter Ausblendung der Wirklichkeit. Aber schon nach wenigen Wochen heftigsten Turtelns wich auch bei uns dem Schatzi, Hase, Bärchen, Schnuffel und Hörnchen (weiß der Teufel, wie sie auf Hörnchen kam), ein ganz und gar ernsthafter und ausgewachsener ›Paul‹. Es dauerte ein halbes Jahr, und Paul bekam den Zusatz, den auch mein Personalausweis als vollständigen Namen angab: Paul Elmar. Allerdings immer nur dann, wenn es ernst wurde. Sehr ernst.

»Paul Elmarrr!!!«

Bettina meinte es ernst, richtig ernst. So ernst, dass das Elmar-R über einen viel zu langen Zeitraum schnarrte, als müsste es sich bis ins Badezimmer fräsen, um mich direkt vor dem Spiegel zu vierteilen. An diesem Morgen schnarrte das Elmar-R heftiger als bei un-

seren routinemäßigen Auseinandersetzungen. Es war etwas Wertendes drin, es ging um Elementares, möglicherweise sogar Existenzielles. Nicht im Sinne von lebensgefährdend, mehr im Sinne von ... – ach, was weiß ich, so genau kann selbst ich das Elmar-R über so weite Distanzen nicht analysieren. Diese Stimme hatte in jedem Fall nichts, aber auch rein gar nichts Positives.

»Paul Elmarrrrrrrrrrrrrrrrrrrrr?!«

Die vergessenen Socken waren es nicht, die grüne Tonne auch nicht, die stand abholbereit vor der Tür, und irgendwelche verpassten, verdrängten oder einfach nur lästigen Termine waren es ebenfalls nicht. Da war ich mir sicher. Wegen solcher Lappalien schnarrt das Elmar-R nicht so dermaßen lange und unerbittlich.

Bettina hätte mich wenigstens anschauen können, als ich in die Küche kam. Stattdessen schlug ihre Hand auf die Zeitung.

»Da!«

Ich nickte, weil ich wusste, dass es nichts zu sagen gab und sie ein Nicken erst dann zur Kenntnis nehmen konnte, wenn sie mich ansah. Aber Bettina sah mich nicht an. Sie schlug. Die Zeitung hatte eine Menge auszuhalten an diesem Morgen.

»Da!«

»Wo?«

»Da!«

Ich hatte längst begriffen.

»Das gibt's doch nicht, wie kann man ... wie, ich fass es nicht, das ist doch ... Paul Elmar?«

Bettina hatte diese unnachahmliche Fähigkeit, die Betroffenheit der ganzen Welt und ihre eigene Fassungslosigkeit in ein Konglomerat aus Satzbruchstücken zu packen, ohne dadurch auch nur ein klitzekleines bisschen an Aussagekraft zu verlieren. Ich wusste, was sie meinte, und sie wusste, dass ich es wusste. Wir waren inzwischen an dem Punkt angelangt, wo man sich versteht, ohne etwas zu sagen. Im Buddhismus bekommt man da schon die ersten Treuepunkte. In einer Ehe ist das anders, jedenfalls solange man sich noch etwas zu sagen hat.

»Was soll ich sagen?«, entgegnete ich. Wohl wissend, dass Bettina mir gleich sagen würde, was ich zu sagen hätte. Auch das ergibt sich, wenn man es lange genug miteinander aushält.

»Deine Zeitung!«

Es war nicht *meine* Zeitung. Ich arbeitete für diese Zeitung. Ich war ihr Lokalredakteur.

»Wie kann man so einen Mist ... ihr seid doch sonst ... das ist doch ... da muss doch einer ...« Bettinas Wangen glühten fast so, wie bei unserem allerersten Treffen. Nur dass diesmal keinerlei erotische Vorfreude hinter ihrem Glühen stand.

»Tja«, murmelte ich und versuchte einen interessierten Blick auf die Zeitung zu simulieren.

»Tja?«

»Ähm ...«

»Tja? Weißt du, was das ist?«

Mein Gesicht war ein perfekt inszeniertes Fragezeichen.

»Das ist ...«

»Scheiße?«

»Äh ... genau!« Endlich schaute Bettina mich an, verwundert, irritiert, aber höchst konzentriert.

»Wie ist dieses ... Zeug in euer Blatt gekommen?«

»Du, äh ...«

»Da muss man sich doch mal vorher Gedanken machen. Liest das keiner vorm Druck?«

»Ich, äh ...«

»Man hat doch Verantwortung. Für die Leser. Und überhaupt!«

»Puh, äh, was genau meinst du eigentlich?«

»Was ich meine?« Bettinas Blick machte Platz für das gesamte Spektrum an Fassungslosigkeit, das einer Mitarbeiterin der Katholischen Weiterbildungsstätte Östliches Westfalen widerfahren kann. Und das ist eine ganze Menge Fassungslosigkeit.

»Was ich meine?«

Die Wiederholung eines Satzes ist nicht gerade souverän, aber das darf man keinem sagen, den man mag.

»Ich meine diesen ... Schrott hier: *Die Messias!* Geht's noch?!«

Eben noch hatte ich es nur geahnt. Jetzt wusste ich es. Bettinas Wut richtete sich gegen unsere neue Fortsetzungsgeschichte, die im überregionalen Teil »meiner« Zeitung von nun an erscheinen sollte.

»Was soll das sein, Paul? *Sakrileg* für Arme? Geht es euch schon so schlecht, dass ihr so was ... in deiner Zeitung ...«

»Ich weiß nicht, so schlimm finde ich das jetzt eigentlich ...«

»Wenn das fortgesetzt wird, dann kündige ich deine Zeitung. Echt!«

»Wir kriegen sie doch umsonst«, erklärte ich sehr vorsichtig.

»Na und, das ist noch zu teuer! Ich abonniere deine Konkurrenz!«

»Das Käseblatt?«

»Ja, das Käseblatt! So was würden die mir nie zumuten! Echt! Ich bin katholisch!«

»Ich doch auch.«

»Aber mich trifft so was.«

Mich nicht, dachte ich.

»Damit hat deine Zeitung anscheinend kein Problem!«

Ich auch nicht, streng genommen. Aber es war noch immer nicht meine Zeitung, es war nur meine Geschichte. Ich hatte *Die Messias* in die Welt gesetzt. Ich war ihr Vater. Paul Elmar Litten, 34 und leicht übergewichtig, Ex-Leistungsschwimmer und Ex-Single, Schriftsteller und Geheimnisträger. Denn wer diese Geschichte geschrieben hatte, wussten zu diesem Zeitpunkt nur zwei Menschen. Bettina gehörte nicht dazu.

»Mensch, Paul, wer will denn sowas beim Frühstück lesen: »Der erste Geburtsabschnitt, die sogenannte Eröffnungsperiode kann bei Zwillingsgeburten etwas länger dauern als bei einer normalen Geburt ...««

DIE MESSIAS Folge 1

... er unterscheidet sich sonst aber kaum von einer ›einfachen‹ Geburt.

Ich bin 34 Jahre alt, keine Mutter und noch nicht mal guter Hoffnung. Es hat sich einfach nicht ergeben. Und wenn, dann kam immer was dazwischen. Davor, dabei oder danach. Trotzdem weiß ich alles über Geburten. Theoretisch. An meine eigene Geburt kann ich mich genau erinnern. Gott weiß, warum.

Meine Geburt war keine einfache Geburt. Und damit meine ich ganz bestimmt nicht diese rein gynäkologische Problematik. Ich rede von einer wirklich nicht einfachen Geburt. So was wie meine Geburt gab es danach nie wieder.

Die Eröffnungsperiode ist der heikelste Zeitabschnitt der Entbindung. Oh ja, das ist sie. Niemand kann genau vorhersagen, wann sie zu Ende ist, auch wenn Mütter noch so sehr danach verlangen. Meine Mutter wusste noch nicht mal, was eine Eröffnungsperiode überhaupt ist, aber sie wollte trotzdem wissen, wann sie zu Ende ist. Aber außer meinem, nun ja, Vater, war niemand bei dieser Geburt dabei. Der Mann, der meiner Mutter die Hand hielt, war liebevoll, aber unerfahren. Sowohl was Geburtsbegleitungen als auch was ihre Erklärung und vor allem die Dauer betraf. Ich befreie ihn aber hiermit und ein für allemal von sämtlichen Vorwürfen, denn eigentlich hatte er mit der ganzen Sache wirklich nur am Rande zu tun.

Mein Bruder, der Erstgeborene, sank tiefer und tiefer und drückte auf den Muttermund, was einiges nach sich zog. Zum einen glaubte meine Mutter, dass es nun endlich bald vorbei sein würde,

und zum anderen sorgte mein Bruder durch das permanente Drücken für eine Ausschüttung der wehentreibenden Hormone Oxytocin und Prostaglandin. Davon hatte meine Mutter natürlich nicht die leiseste Ahnung, die Geschichte der Medizin steckte zum Zeitpunkt meiner Geburt noch in den Kinderschuhen.

Mein Bruder erblickte ziemlich zügig das Licht der Welt. Unmittelbar danach erblickte er zwei sichtlich erleichterte Menschen. Seine Eltern – nun ja, fast. Er war aber nun mal kein Einzelkind. Was meine Mutter allerdings nicht ahnte – wie auch, Ultraschall und so was. Ich wartete geduldig auf meinen Einsatz. Mein Bruder war längst abgenabelt und auf Heu gebettet (ja-ha: Heu!), als ich noch immer auf meinen Einsatz und Sprung ins Leben wartete. Heute geht man davon aus, dass zwischen dem ersten Kind und dem Zweitgeborenen maximal eine Stunde liegt. Ich war der Gegenentwurf! Ich wartete ganze 24 Stunden. Als Einzige. Denn meine Mutter war eigentlich fertig mit dem Thema. Und mein, nun ja, Vater übte das Vatersein.

So ist es auch kein Wunder, dass die Welt von mir fast keine Notiz nahm, denn ich war nicht vorgesehen. Weder in den Prophezeiungen noch sonst wo.

Ich kam am 25. Dezember im Jahre 0 zur Welt. Ich, Hannah von Nazareth, Jesu Schwester. Tochter von Maria und, nun ja, im weiteren Sinne auch Tochter von Josef. Ich war die Messias und bin es noch heute.

Das konnte ich aber in diesem speziellen Moment keinem sagen, schon gar nicht diesem netten jungen Mann, der mich in genau diesem Augenblick ansprach.

»Haben Sie schon gewählt, Signorina?«, säuselte die Stimme von Angelo, meinem zukünftigen Lieblingskellner.

»Ja. Dich!«

Wollte ich sagen, traute mich aber nicht. Seine tiefbraunen Augen hatten die Schwere eines sonnengereiften Barbera und sein Lächeln den Umhaufaktor einer ganzen Flasche ebenjenes göttlichen Gesöffs. Zwischen seinen sinnlichen Lippen blitzten akkurat ge-

setzte blitzweiße Zahnreihen und der Blick auf seinen durchtrainierten Italopo verhiß das Allerbeste.

»Signorina?«

»Ja?«

»Ihren Wunsch, bitte!«

»Ihre Telefonnummer, und ich wäre schon zufrieden.«

Angelo lachte und schrieb ohne jeden weiteren Kommentar sieben Zahlen auf einen Bierdeckel.

Ich und fast beim Chef

Die Fahrt von Münden in Westfalen nach Dortmund dauert 45 Minuten mit der traditionellen Hellwegbahn. Dabei hält sie exakt 12 Mal. Immer da, wo Halten eigentlich keinen Sinn macht, sondern nur eine höfliche Geste ist. Eine Verbeugung vor dem Fahrplan und ein Hauch von Respekt vor den Menschen, die ihn lesen.

Mit jedem Kilometer, den sich an diesem Morgen die Bahn aus der Provinz in die große, weite Welt hinausstraute, wuchs meine Sorge. Ich hatte allen Grund dazu.

»Herr Masuch möchte Sie gerne sprechen.«

»Kein Problem, wann?«

»Morgen. Hier. Zehn Uhr!«

»Ich ... äh ...«

Bevor ich noch etwas entgegnen konnte, hatte Irene Radicz ihren Job erledigt. Als Sprachrohr ihres Chefs, meines Herausgebers, und in ihrer naturgemäßen Funktion als größtes Miststück aller Zeiten.

Irene Radicz hasste mich. Sie hasste alles, was aus den Wäldern jenseits von Dortmund kam. Wildschweine, Moos, Pilze und vor allem Lokalredakteure. Lokalredakteure aus Münden hasste sie besonders. Und sie machte auch kein Hehl daraus, dass Menschen aus einer 40.000-Seelen-Gemeinde nur unwesentlich weiter als Kapuzineräffchen entwickelt sein können. Dass die kleinen Tierchen gar nicht so doof sind, wie Diktier-Kopier-und-Kaffeekochsaurier gemeinhin vermuten, nehmen Menschen mit betonierten Vorurteilen einfach nicht zur Kenntnis.

Ich war stolz auf meine Herkunft. Auch auf jede einzelne dieser

41.000 Seelen, die wir seit der Eingemeindung von Örentrup und Firentrup zu Muenden zählen durften.

Frau Löffler, meine Redaktionssekretärin, hart zu sich und weich zu mir, ließ mich höchst ungern in die Höhle des Bösen gehen. Irgendwas in ihr machte sich ständig Sorgen um mich, was an so manchen Tagen auch Bettina Sorgen bereitete. Denn es gab eigentlich keinen zwingenden Grund für Frau Löffler, sich um mich irgendwelche Sorgen zu machen.

An diesem Morgen machte ich mir meine eigenen. Seit die Kostenstelle unserer Zeitung über sämtliche Spesen, Reise- und Recherchekosten penibelst Buch führte und Belege nicht nur ausnahmslos einforderte, sondern gelegentlich sogar erspitzelte, war die unbeschwerte Spendierlaune in so mancher Redaktion unseres großen Verlages nur noch ein Kapitel längst vergangener Betriebsfolklore. Egal, diese Fahrt nach Dortmund auf Kosten des Hauses, ohne Angabe von Gründen, hatte mit Sicherheit keinen angenehmen Hintergrund.